Die billige Gans.

Humoreske von Josef Schneider.

Rudi Helmer ist kein verlorener Sohn, sondern ein hoffnungsvoller Offizier. Für den verlorenen Sohn in der Bibel wurde bei seiner Wiederkehr in's Vaterhaus ein Kalb geschlachtet; für Rudi, der demnächst zu seiner Mutter, der Obersten-Wittwe Frau Helmer, für einige Tage auf Urlaub kommt, soll eine Gans abgestochen werden, denn Rudi hat eine Vorliebe für die Capitols-Retterinnen in gebratener Form.

Mama Helmer und ihre Tochter Christel pflegen ernste Berathungen über die Gans. Sie muß gut und billig sein. Christel hat sich durch längere Praxis in der Führung des kleinen Haushaltes schon einige Schliche angeeignet, um, wie sie sagt, den Marktweibern, die einem das Geld aus der Tasche stehlen, ein Schnippchen zu schlagen.

Vor ihrer Staffelei sitzend, skizzirt sie am Rande des Papiers, auf dem liebliche Chrysanthemen des letzten Pinselstriches harren, die Contouren einer idealen Gans. Plötzlich springt sie auf und eilt in die Küche, wo Mama Helmer und Leni, die Köchin und Kammerzofe in einer Person, eine Perle von Mädchen, aber von leider sehr empfindsamen Wesen, culinarische Verhandlungen halten, und sie hat eine „fulminante Idee!" Die Gans soll bei Leni's Mutter auf dem Lande gekauft und dort in ihrer letzten Lebenszeit noch zu einem Pracht-Exemplar herangezogen werden; am Tage von Rudi's Eintreffen aber soll die Mutter mit ihrem Erziehungs-Resultate dann selbst in die Stadt kommen und während ihres Aufenthaltes Leni in der Küche helfen.

Sowohl Mama Helmer wie Leni sind über diesen Vorschlag, der einstimmig angenommen wird, entzückt. Beruhigt sieht man nun der ereignißvollen Stunde entgegen: der Ankunft Rudi's und der Gans.

Am Vorabend erhält Leni folgenden Brief von ihrer Mutter:

„Liebe Leni die gantz ist geschrobt
sie komt morgen mit dem toni zu
dir der toni hat Wien noch nicht
gesehen und komt stad mir die gantz
ist braachtvoohl deine Mutter.
Bei der gantz ist auch eine iberah-
schung dabei deine Mutter."

Dieser Brief, den Christel, da gar keine Interpunktion vorkommt, in einem Athemzug liest, bringt bei Mama Helmer, die sich leicht ärgert, schon eine Verstimmung hervor. Der Toni statt der Mutter, das ist ein schlechter Tausch; sie wünscht den Bauernburschen im Stillen dahin, wo der Pfeffer wächst.

Da der Bruder Toni noch nie in Wien gewesen, muß Leni ihn von dem Bahnhof abholen, was in der kleinen Häuslichkeit natürlich eine Störung hervorbringt.

Rudi kommt zufälliger Weise mit demselben Zuge wie Toni. Mama Helmer setzt eben ihr Häubchen auf den grauen Scheitel, als es läutet. Sie ist etwas schwerhörig und merkt das Gebimmel nicht; Christel aber öffnet stürmisch die Thüre und erblickt Rudi, der wie ein Packträger vor ihren erstaunten Blicken steht, mit der Rechten sein Köfferchen, mit der Linken aber einen großen Einkaufskorb haltend, den er nun mit einem „Uff"! der Erleichterung zur Erde stellt.

„Praktisch seid Ihr, das muß man sagen", ruft er lachend aus. „Kaum habe ich mir am Bahnhof einen Wagen erobert, als hinter mir Jemand ganz laut: „Herr Baron, Herr Baron, warten's!" ruft. Die Stimme kommt mir bekannt vor; ich drehe mich unwillkürlich um. Richtig, da kommt Leni, die mich immer in den Freiherrnstand erhebt, dahergekeucht, mir mit einer Gans freundlich zuwinkend, und hinter ihr ein großer Bauernbursche mit einem Korb am Arme, den er mit verschmitztem Lächeln in meinen Wagen stellt. Ich will mich natürlich nicht länger mit diesen zwei auffallenden Persönlichkeiten in ein Gespräch einlassen, sondern schlage die Wagenthüre zu und fahre hierher. Hier blieb mir nichts anderes übrig, als den Korb die Stiege heraufzuschleppen, mir, einem k. und k. Generalstabs-Offizier! Wenn mich mein General gesehen hätte!"

Kaum hatte Rudi seine Rede vollendet, als er auch in der Speisezimmer-Thüre seiner Mutter liebes, altes, nun freudestrahlendes Gesicht erschaut und auf die Oberstin zueilt, um sie zärtlich zu umarmen.

Christel betrachtet wohlgefällig die „iberahschung", schöne, große Land-Eier, und stellt den Korb vorsichtshalber auf den kleinen Theetisch am Fenster in's Eßzimmer, damit in der Küche kein Unglück damit geschehe. — In einer halben Stunde darauf erscheint Leni, die Gans zärtlich in ihren Armen haltend, und hinter ihr der Bruder Toni, mit dem dümmsten Gesicht, das Christel je gesehen.

Sie überläßt die Geschwister dem zärtlichen Gedanken-Austausch; doch nicht eher, als bis sie Leni behufs der Gans die genauesten Instructionen gegeben hat.

Die Oberstin begiebt sich auch in die Küche, um Lenis Bruder zu begrüßen und für die Eier zu danken; sie weiß, wie zart besaitet ihre Köchin speciell in Familien-Sachen ist, und will daher nicht wider die Artigkeit Toni gegenüber verstoßen. Wie erstaunt sie aber, da sie den Jüngling fest schlafen sieht; sein strohblondes Haupt liegt auf einem nichts weniger als einladenden Sacktuche gebettet, auf dem Küchentisch, und knapp daneben zieht Leni den Strudelteig aus. — Das Nudelbrett wird wortlos von Frau Helmer abseits geschoben. Sie beherrscht ihre Nervosität mit aller Macht, um nicht das schwesterliche Herz Lenis durch eine unpassende Bemerkung zu verletzen. Sie muß sich aber darüber aussprechen und eilt in den Salon zu Christel.

Leni schiebt die Gans, die in der That ein Prachtexemplar ist, in die sehr stark geheizte Röhre, dann eilt sie in das Speisezimmer, den Tisch zu decken. Dort packt Rudi seine sieben Sachen aus und lauscht dem Gespräche, das sich im anstoßenden Salon zwischen der Oberstin und Christel entsponnen hat.

„Denk' Dir Christel," sagt Mama Helmer, wie die meisten schwerhörigen Menschen sehr laut sprechend, „jetzt sitzt der Bauernjunge da draußen in der Küche und schläft, und seine Haare nebst einem gräulichen Taschentuche kamen dabei in unmittelbare Berührnng mit dem Strudelteig!" Leni, die bis jetzt mit den Tellern, Gabeln und Löffeln geklappert hat, hält plötzlich mit ihrer Arbeit inne.

Rudi läßt ein anhaltendes, vielsagendes Räuspern vernehmen. Die Oberstin aber merkt davon nichts und fährt unbeirrt fort: „Warum er nicht ausgeht! Er ist doch nicht hergekommen, um hier zu schlafen! Jetzt wird der widerwärtige Kerl wahrhaftig den ganzen Tag dasitzen wie ein angenagelter Türke!"

Rudi hustet stärker.

„Wie ein angenagelter Türke!" wiederholt Frau Helmer noch lauter.

Nun erscheint Rudi in der Thüre und winkt energisch, auf Leni deutend. Endlich begreift die Oberstin und verstummt. Doch schon ist es zu spät; denn vom Speisezimmer her hört man sehr verdächtiges Schluchzen.

Christel eilt auf die vor der Credenz stehende, beleidigte Schwester zu.

„Aber um Gotteswillen, warum weinen Sie denn, Leni?" fragt sie theilnahmsvoll.

„O, ich bin so gekränkt!" stotterte Leni unter Schluchzen. „Die gnädige Frau hat gesagt, mein Bruder ist ein Türke. Der Toni ist aber ein ebenso guter Christ, wie der junge Herr Baron."

„Das hat Mama ja nicht so gemeint," beruhigt Christel nun Leni mit sanfter Stimme. „Sie hat gesagt „ein angenagelter Türke!" Das ist nur eine scherzhafte Redensart. Man meint dabei einen hübschen, jungen Türken, wie man sie an den Tabak-Trafiken abgebildet sieht. Ja, wenn Mama gesagt hätte: Ein Heide oder ein Chinese! Das wäre eine Beleidigung, aber ein Türke, das ist eher ein Kompliment. Wir haben ja auch Türkenlose! Die Türken sind ganz nette Menschen, Leni!"

Diese und andere Reden verfehlten ihre Wirkung nicht; Leni trocknet endlich ihre Thränen und erklärt von einer Kündigung, auf die sie sich schon versteift hatte, vielleicht absehen zu wollen. Plötzlich aber stürzt sie mit einem o jesses, die Gans!" in die Küche hinaus.

Christel, nichts Gutes ahnend, folgt ihr. Doch wie sie die Thür öffnet, benimmt ihr ein scharfer Brandgeruch fast den Athem. Die Küche ist voll Rauch, und Leni hält mit einem wahren Niobe-Antlitz die Gans in die Höhe, die auf einer Seite pechschwarz aussieht.

Christel stößt einen Schreckensruf aus, indeß Toni aus süßem Schlummer erwacht und sich die Augen reibt. Christel und Leni untersuchen nun die Gans und entdecken zu ihrem Entsetzen, daß mehr als die Hälfte vollkommen verbrannt ist! Sie kann unmöglich auf den Tisch gebracht werden! Was thun? — Leni weint, Toni starrt seine Schwester blöd an, Christel sinnt auf Abhilfe. Ja, was kann man da machen? Mama wird sich so darüber aufregen und ist dann acht Tage lang unwohl! Es bleibt nichts Anderes übrig, als im nächsten Gasthause eine andere Gans zu bestellen. Ganz heimlich soll es geschehen, Christel's Taschengeld wird das Defizit decken. Zum Glück ist Mama Helmer mit ihrem Sohne in ein ernstes Gespräch vertieft, so daß sie keine Ahnung von dem hat, was sich in der Küche zugetragen. Sie merkt auch nicht, daß die gewöhnliche Speisestunde schon vorüber ist und Leni erst um drei Uhr meldet, daß die Suppe auf dem Tische steht.

Die für die drei Gulden heimlich erworbene neue Gans entspricht gar nicht im mindesten den Erwartungen der Oberstin, sie hütet sich aber, eine abfällige Bemerkung darüber zu machen, um Leni nicht weiter zu kränken. Trotz der auffallenden Höflichkeit Christel's, die ihr durchaus den Teller aus der Hand nehmen will, auf den für Toni Braten und Salat gehäuft wurde, eilt sie selbst in die Küche und sagt ihm, um jeder Kündigungs-Möglichkeit Leni's vorzubeugen, allerlei Liebenswürdigkeiten, indem sie den Geschwistern sogar Theater-Billets verheißt. Toni nimmt alles, Braten, Salat und Complimente, mit großem Gleichmuth entgegen; auch die Aussicht, heute Abend in's Theater zu gehen, regt ihn keineswegs auf.

Wohl rümpft Mama Helmer etwas die Nase über den eigenthümlichen Brandgeruch; da aber das „Corpus Delicti" von Leni sorgfältig verborgen wurde, ist sie ganz ahnungslos darüber, was geschehen ist.

Der schwarze Kaffee wird im Salon servirt, wohin Rudi und Christel sich begeben. Die Oberstin öffnet das Fenster des Speisezimmers, von dem aus sie ihre täglichen Kostgänger, die Tauben, füttert.

Ein kalter Luftstrom dringt in den Salon, zu gleicher Zeit aber ein eigenthümlicher, sich gleichmäßig wiederholender Ton. Klitsch — klatsch — und dann wieder klatsch —, komm's aus dem Speisezimmer. Die Geschwister sehen sich fragend an und begeben sich zur offenen Thüre.

„Um Gotteswillen, Mama, was machst Du denn?" ruft Christel verzweifelt, — denn Mama Helmer's schwarzes Wollentuch hängt an dem Korbhenkel fest, und da das eine Ende desselben vorne festgesteckt ist, wird bei jeder Armbewegung der Oberstin der von ihr unbemerkt gebliebene Korb hin und her gezogen und ein Ei nach dem anderen rollt auf den Tisch und von dort auf den Boden, wo es, klitsch — klatsch, — zerbricht.

„Aber Mama!" schreit nun Rudi mit Stentor-Stimme. Da wendet sich die Gerufene heftig um, und — der Korb nebst dem ganzen Eierrest kippt und stürzt prasselnd zu Boden!

Mama Helmer, das Unheil gewahrend, schlägt wortlos und schreckensstarr die Hände über ihrem Haupte zusammen. Bei dieser Bewegung löst sich das Tuch gänzlich ab; es fällt gerade auf den im Sonnenlichte glänzenden gelben Dotterstrom, diesen wie mit einem schwarzen Schleier bedeckend.

Durch das Getöse des fallenden Korbes angelockt, erschienen auch Leni und Toni am That-Orte. Sie sperren entsetzt Mund und Augen auf, während Christel, die Praktische, die weniger gebrochenen Eier rettet, indem sie sie in eine Schüssel schlägt.

Leni vergießt beinahe wieder Thränen über die verunglückten, heimathlichen Eier, und Mama Helmer geht ebenfalls tief verstimmt in ihr Zimmer, während Rudi, der sich zum Aerger seiner Mama vor Lachen hat ausschütteln wollen, sich aufmacht, um die Theater-Billets für Leni und Toni zu besorgen.

Da Christel ihre Mutter am Schreibtisch und das aufgeschlagene Wirthschaftsbuch neben ihr sieht, will sie sich feige zurückziehen, wird aber mit strenger Stimme zurückgerufen.

„Was kostet die Gans?" fragt die Oberstin kurz, ohne ihre Tochter anzusehen.

„Welche?" stammelte Christel.

„Wieso welche?" Natürlich die Gans, die wir gegessen haben."

„Zwei Gulden, Mama."

„Nun dafür hätten wir ein so elendes Ding wahrhaftig auch hier bekommen!"

„Und die Reise von dem dummen Toni, die wir ihm doch bezahlen müssen, was hat die gekostet?"

„Einen Gulden achtzig Kreuzer, Mama."

„Und die Theater-Billets?"

„Einen Gulden sechzig Kreuzer, Mama."

Die Summe wird nun von der Oberstin addirt.

„Fünf Gulden vierzig Kreuzer! Die schönen Eier gar nicht mitgezählt. Da hast Du das glänzende Resultat Deiner „fulminanten Idee"!"

Diese in höhnischem Tone hingeworfenen Worte bringen bei Christel, die zu der Rechnung ja noch heimlich ihre drei Gulden für die zweite Gans hinzuzuaddiren hat, eine starke Erschütterung hervor; sie beginnt zu schluchzen. Um einen Theil der Schuld von sich abzuwälzen, begeht sie obendrein die große Unvorsichtigkeit zu sagen: „Aber Mama, ich kann doch nichts dafür, daß Du die Eier zerbrochen hast!"

Die Oberstin nimmt ihre Brille ab und wirft einen tieftraurigen Blick auf ihre Tochter.

„Willst Du mir vielleicht auch vorwerfen, daß ich alt und schon schwerhörig bin? Das ist wahrhaft edel von Dir, Christel, daß muß ich sagen!" Und Frau Helmer bricht ebenfalls in Thränen aus.

Nun fällt Christel ihrer Mutter um den Hals, streichelt ihre Wangen, küßt ihre Hände und bittet sie, vor ihr niederknieend, unter lauter Selbstanklage um Verzeihung.

Rudi findet Mutter und Schwester noch in sehr weicher Stimmung und ahnt das Vorhergegangene. Er hat die Theaterbillets für Toni mitgebracht; doch Toni ist von einem mittlerweile selbstständig unternommenen Spaziergange noch nicht heimgekehrt und die festlich aufgeputzte Leni, die nicht ohne den Bruder allein in's Theater will, irrt klagend im Hause umher.

Mama Helmer und Christel sind schon zu matt, um sich Toni's wegen wieder aufzuregen.

Doch es wird acht, — neun, — zehn Uhr, und noch immer von Toni keine Spur.

Endlich beschließt Rudi, mit Leni auf die Suche nach dem Verlorenen zu gehen. — Kaum aber biegen sie um die nächste Straßenecke, als ihnen aus einem Gassenschanke eine schwankende Gestalt entgegenkommt, die Rudi fast in die Arme fällt. Bei dem matten Schein der Straßenlaterne erkennt Leni zu ihrem Entsetzen ihren geliebten Bruder.

Mit großer Anstrengung gelingt es Rudi, den auf sehr schwachen Füßen Stehenden nach Hause zu schleppen, wo sie ihn in der Küche auf einen Stuhl setzen und seinem Schicksal überlassen.

Des anderen Morgens sieht Toni blaß und angegriffen aus und hat große Sehnsucht, nach Hause zu fahren. Von den letzten Geschehnissen des gestrigen Tages besitzt er keine ganz klaren Begriffe. Und so dampft er wieder ab.

Mama Helmer, Christel und Leni athmen hach auf, als die ganze unselige Affaire damit zu Ende ist. Die halbverbrannte heimathliche Gans aber hat man dem Toni als Wegzehrung heimlich in die Tasche gesteckt.

Der Hoppbichter Fritzl.

Eine Hochlandsgestalt von Arthur Achleitner.

Es wird einige Jahre her sein, daß der Bauernknecht Fritzl Hoppbichter, ein sauberer Bursch, aber arm, sich einbildete, jetzt lange genug sich allein durch die Bergwelt getrieben zu haben, weswegen er eine Bauerndirn, die noch weniger besaß, wie er selber, heirathen wollte. Der Fritzl stellte sich die Heiratherei äußerst einfach vor, er und sie gehen halt zum Vicar, der das Paar von der Kanzel verkündet und nach vier Wochen findet die Trauung statt. So hoch der Fritzl den Kopf auf dem Gang zum Widum trug, so tief ließ er ihn hängen, wie er die Pfarrhofthüre hinter sich zugemacht hatte. Ja, wer hätte das „gedenkt", daß zum Heirathen der Gemeindeconsens gehört, der baar in österreichischen Gulden bezahlt werden muß, hernach kostet der Pfarrer und Meßner auch noch was, von dem jungen Haushalt gar nicht zu reden, der doch auch in irgend einem Häuserl eingerichtet werden muß. Wenn der gute Fritzl seinen Bauern gefragt hätte, wäre ihm der Gang zum Widum erspart geblieben; aber der Fritzl hatte eben nicht im Geringsten an Ehehindernisse geglaubt.

Der Herr Vicar war ja recht freundlich mit dem Barschen, der demüthig und so zerknirscht vor ihm stand, als wäre sein ganzes Erdenglück in den Boden gesunken. Aber über gewisse Vorschriften kann der beste und stärkste Mensch nicht hinweg und selbst ein geistlicher Herr kann nicht zaubern. Etwas erspartes Geld hat der Fritzl schon, er denkt, vielleicht langt es auf den Consens, und so probirt er sein Glück doch noch beim Gemeindevorsteher am nächsten Bauernfeiertag.

Hätte der Fritzl aber seinen Bauern vorher gefragt, so wäre ihm gesagt worden, daß der Vorsteher an einem Bauernfeiertag nicht in der Kanzlei zu finden ist. Richtig wird der Fritzl ins Wirthshaus geschickt, wo der Vorsteher mit den schwersten Bauern der Gemeinde beim Rothen sitzt. Sich an den schweren Bauerntisch setzen, ist für einen Knecht nicht angängig, der Fritzl könnt nicht schlecht ankommen für solche Ueberhebung, es muß nicht bloß der Schuster, sondern auch ein Knecht beim Leisten bleiben. Der Teufel selber muß es gewesen sein, der beim Fritzl den Gedanken ins Hirn blies, den Vorsteher aus der Wirthsstube herauskommen zu lassen. Wie der anfänglich ob dieser „Pressierei" erstaunte Vorsteher erfuhr, daß der Bauernknecht bloß wissen wollte, wie viel ihm zum Heirathsconsens an Geld fehle und dann gar das Ansinnen gestellt wurde, den Rest an Geld für den Consens in Raten nach vollzogener Heirath an die Gemeinde abzahlen zu dürfen, da krümmte sich der Vorsteher vor Lachen, ward aber bald sackgrob über solch knechtische Unverschämtheit. Ehe die fehlenden dreißig Gulden nicht bei Heller und Pfennig bezahlt seien, soll der Knecht ja nicht daran denken, sich vor dem Vorsteher blicken zu lassen. Damit ließ der Bauernbürgermeister den Fritzl gehen. In der Wirthsstube aber lachten die Bauern über den Abzahlungsvorschlag, daß ihnen die Bäuche wackelten.

Wohin der Fritzl kam, überall ward er höllisch aufgezogen wegen seiner Heirath auf Raten, so daß der arme Kerl sich mit seinem verletzten guten Herzen völlig verkroch und den Menschen auswich, wo er nur konnte. Da auch sein eigener Bauer ihn verhöhnte und aus Bosheit den Lohn auch nur in Raten zu zahlen erklärte, da riß dem Fritzl leider die Geduld, er trug dem Bauern Hiebe an, wenn er sein sauer verdientes Geld nicht auf einmal erhalte; natürlich ward jetzt der Knecht aus dem Hause geworfen.

Nicht minder übel erging es Fritzl's Dirndl, die jetzt die Ratenbraut titulirt wurde und an Stichelreden so viel zu hören bekam, daß sie Knall und Fall den Dienst verließ und in eine Nachbargemeinde auswanderte.

Den Durst nach Rache für den erlittenen Schimpf im Herzen stand der Fritzl obdachlos draußen im Bergwald. Zorn und Wuth trübten ihm den Verstand und je mehr er in der kalten Herbstnacht fror, desto glühender wurden seine Rachegedanken.

Was jetzt, wo der gefürchtete Winter jeden Tag mit grimmer Macht ins Land kommen kann, was jetzt anfangen? Bei einem andern Bauern anklopfen und um Arbeit bitten, ist vergebens und würde dem Burschen nur neuen Hohn einbringen. Geht noch gut ab, wenn der Fritzl nicht mit Hunden vom Hofe gehetzt wird! Und warum alles dies? Weil er in seiner gutmüthigen Dummheit den Abschlagszahlungsvorschlag gemacht und seinen Bauern beleidigt hat. Aber ist denn nicht er selber auf's Tiefste beleidigt und verhöhnt worden?! Ihm ist bitteres Unrecht geschehen und dafür will er sich rächen.

Schneidend kalt bläst der Nachtwind, die ersten Flocken wirbeln zur erstarrten Erde, sie bringen dem obdachlosen Burschen in Erinnerung, daß er ausgestoßen ist aus der Gemeinschaft; statt glücklich vereint zu sein mit dem Weibe seiner Wahl, muß er jetzt in rauher Winternacht um eine nothdürftige Unterkunft in einem Heuschober froh sein. Und heirathen will er dem Vorstand zum Trotz und wenn er das Geld hierzu stehlen sollte!

Ha, stehlen, das ist das Wahre. Die fehlenden dreißig Gulden stehlen und wem stehlen? Niemand anderem als dem hochmüthigen Vorsteher selber. Und ganz verbohrt in diesen unglücklichen Gedanken kletterte der racheerfüllte Knecht wieder zu Thal und schleicht auf den Hof des Gemeindevorstehers. Der Hund ist nicht heraußen, wahrscheinlich in der unteren Stube eingeschlossen, das begünstigt das Verbrechen. Wenn der Einbrecher in die Tenne gelangen kann, dann gelingt auch der Einstieg ins obere Stockwerk und in die Gutstube, wo wohl der Geldspind des Bauern zu finden sein wird. Behutsam steigt der Mensch auf schlimmen Pfaden ein, das Verbrechen gelingt leichter, als die Ausführung gedacht ist. Vor dem erbrochenen Holzkästchen überlegt der Unglücksmensch aber doch, ob er mehr Geld nehmen soll, als die zum Heirathen nöthigen dreißig Gulden. Nimmt er mehr, dann ist er ein ganz gemeiner Dieb. Die entwendeten dreißig Gulden will er später doch wieder ersetzen, also nimmt er nur diese Summe und schleicht wieder auf gleichem Wege aus dem Hause.

Die That des Verbrechens ist geschehen, an dem hochmüthigen Vorsteher ist die Rache erfüllt. Jetzt aber muß er noch Proviant haben, denn im Gemeindebezirk darf sich der Bursche nach dem Diebstahl nicht mehr blicken lassen. Mehl und G'selchtes entwendet er seinem früheren Dienstgeber und noch in derselben Nacht flüchtet er in die Bergwildniß.

Ein Schrei der Entrüstung durchdringt die Gemeinde, beim Vorsteher wurde eingebrochen und das kann kein anderer gethan haben als der flüchtige Hoppbichter Fritzl. Nach ihm fahnden die Gendarmen, ihn verfolgen die Bauernsöhne mit scharfgeladenen Gewehren, eine Menschenjagd, welche die Gemüther weit mehr aufregt, als die Birsch auf Hochwild. Monatelang dauert die Menschenhetze, sie wird zum Kesseltreiben, so oft irgend ein Bauer nächtlerweile heimgesucht und seine Vorrathskammer geplündert wurde.

Die erbitterten Bauern veranstalten regelrechte Streifzüge durch das Gebirge, sie finden Menschenfährten und rücken dem Gehetzten so nahe auf den Leib, daß nur ein wahnsinniger Sprung in die Tiefe den Heimathlosen vor dem Ergreifen schützen kann. Aber nur sein Rucksack wird der Patrouille zur Beute, und was finden die Bauern darin, die gestohlenen dreißig Gulden nebst einigem Mundvorrath. Im Triumph wird die Beute auf's Gemeindeamt gebracht, der Vorsteher hat sein Geld wieder, der Fritzl hat umsonst gestohlen. Nun ist sein Verbrechen haarscharf erwiesen, weshalb die Grenzaufseher Befehl erhielten, die Gendarmerie in der Fahndung nach dem Verbrecher zu unterstützen.

Der wahnsinnige Sprung in die Tiefe muß dem verwegenen Burschen gelungen sein, soviel man das Wildbachbett und das Unterholz im Graben auch durchsuchte, nirgends fand man den, wie man glaubte, Zerschellten. Und auch im Gemeindebezirke spürte man daraufhin nichts mehr von ihm, die nächtlichen Besuche in den bäuerlichen Vorrathskammern unterblieben, der Dieb muß sich wohl anderswo aufhalten.

Auf Lichtmeß zu, wenn der Tag wieder zunimmt, steigert sich des Winters Strenge gewöhnlich noch einmal zur bittersten Kälte, bis dann der Föhn sie bricht und den Schnee von den Höhen jagt. Höllisch fluchten die zwei Grenzjäger, die bei solch fürchterlicher Kälte pfadlos durch den klaftertiefen Schnee bergaufwärts mußten, die Grenze zu revidiren. Keinen Hund soll man hinausjagen, brummte der Aufseher, aber für uns gilt kein Grund und kein Wetter. Todt und still ist's in der Natur, weiß alles, wohin der Blick sich richtet, ein Meer von Eis und Schnee. Und diese fürchterliche Kälte! Die Grenzjäger freilich schwitzen vor Anstrengung, die Höhe durch die Schneemassen zu gewinnen. Ueberall sind Spuren des zu Thal gezogenen Wildes zu sehen, der Hunger treibt es abwärts zu menschlichen Behausungen und den Heuscheunen. Wer nicht muß, meidet die vom eisigen Wind umwehten Höhen, auf denen der Tod lauert.

„Horch, was war das?" ruft der eine der Jäger und scharf horchen beide hinüber an den Waldsaum. Wie ein menschlich Wimmern klingt es herüber, stückweise vom rauhen Bergwind verschluckt. Die Grenzer schieben Patronen in die Gewehre und sichern nun, Deckung suchend, hinan den Wald. Doch sie brauchen die Kugel nicht im Laufe, vor ihnen liegt unter einem nothdürftigen Rindenbach auf dünner Heuschichte ein Mensch, wimmernd vor Schmerz, der Hoppbichter Fritzl mit gänzlich erfrorenen Händen und Füßen, der die Jäger herzerschütternd bittet, ihn, der nicht mehr stehen noch viel weniger gehen kann, hinabzutragen und dem Gerichte einzuliefern.

Nur fort aus der gräßlichen Schneewüste!

Aus einer schnell aus Baumästen hergestellten Bahre schleppen die Jäger den fast erfrorenen, durch volle acht Monate gejagten Menschen hinunter und auf einem Schlitten ward er dem Gerichte eingeliefert. Mit zweieinhalb Jahr schwerem Kerker büßte der Unglückliche sein Verbrechen des Diebstahls, für's ganze Leben aber blieb er ein Krüppel und armer Mensch, ruinirt wegen dreißig Gulden, die er nie mehr zusammenbrachte und deshalb sowie seines ruinirten Körpers wegen nicht mehr zum Heirathen kam. Das ist der Lebenslauf des armen Hoppbichter Fritzl.

Ein seltener Kalender.

Wie bekannt, wurde der Angriff der Türken auf Chios dadurch veranlaßt, daß Sultan Selim II. gern Chioswein trank und deßhalb die Insel zu besitzen wünschte. Ein noch weit geringerer Anlaß hätte im 16. Jahrhundert beinahe in der Schweiz einen Krieg entzündet. Die Landschaft Appenzell und die Stadt St. Gallen führten nämlich beide einen Bären im Wappen. Nun trug es sich anno 1578 zu, daß der den beiden Nachbarn gemeinschaftliche, in St. Gallen hergestellte Kalender mit einem Titelblatt erschien, auf welchem der St. Galler Bär als Männchen, der Appenzeller aber als Weibchen dargestellt war. Die Appenzeller waren wüthend und erblickten in dem Bärenweibchen eine der Landschaft angethane Majestätsbeleidigung und forderten vom St. Galler Rathe die unverweilte Konfiskation des Kalenders und die Bestrafung des Druckers. „Seid doch vernünftig," entgegnete der Rath, „Bär bleibt Bär, ob Männchen oder Weibchen, und im Uebrigen soll's nicht wieder vorkommen." Die Landschaftler wollten jedoch von der Vernunft durchaus nichts wissen; sie kündigten der Stadt die Freundschaft und belegten die Bürger, die zum Ankauf von Garn und Holz bei ihnen erschienen, mit einer hohen Steuer. Darüber wurde nun auch der Rath ärgerlich und übte an den zur Stadt kommenden Appenzellern das Vergeltungsrecht. Dies ganz gerechtfertigte Verfahren aber brachte die Landschaft vollends aus dem Häuschen; am Rathhause zu Appenzell wurde wie bei drohendem Kriege die Landesfahne ausgesteckt, und in Wehr und Waffen eilten die Landschaftler von allen Seiten herbei, um an dem Zuge gegen St. Gallen Theil zu nehmen. Dort aber erhielt man frühzeitig Kunde von den Vorgängen draußen, und die Bürger rüsteten sich ebenfalls zum Kampf. Zum Glück jedoch gab es wenigstens einen Vernünftigen unter all' diesen Besessenen: den Abt Joachim von St. Gallen. Den Vorstellungen dieses würdigen Mannes gelang es, zunächst jede Gewaltthätigkeit hintanzuhalten und endlich, allerdings mit schwerer Mühe, einen Vergleich zu Stande zu bringen, laut welchem die Appenzeller die Waffen niederlegten, die St. Galler aber den unglückseligen Kalender konfiszirten und die feierliche Verpflichtung eingingen, den Appenzeller Bären allzeit als Männchen anzuerkennen und darstellen zu lassen. Der Appenzeller Kalender auf das Jahr 1578 aber ist seitdem eine sehr gesuchte Rarität.

Aus der Geographiestunde.

Professor: „Um Ihnen den Lauf der Erde anschaulich zu machen, nehmen wir an, mein Kopf sei die Erde und meine Hand die Sonne. Wenn sich also die Sonne bewegt, so fallen ihre Strahlen, wie Sie sehen, direkt auf die Bewohner meines Kopfes!"

Aus der höheren Töchterschule.

„Sagen Sie mir, Elvira, wer war der größte Eroberer aller Zeiten?"

„Don Juan!"

In der Verlegenheit.

Ein Offiziersbursche, welcher einen Auftrag an eine Dame auszurichten hat, findet dieselbe nicht zu Hause, begegnet ihr aber kurz nachher auf der Straße.

„Gnädige Frau", sagt er, sie ehrfurchtsvoll begrüßend, „ich war soeben in der freundlichen Abwesenheit Ihrer persönlichen Gegenwart bei Ihnen!"

Verrathen.

Herr: „Mir träumte heute von Ihnen, Fräulein Irma! Ich wollte Ihnen einen Kuß geben — da dehnte sich zwischen uns ein Fluß aus, der immer breiter und breiter wurde und schließlich so groß war, wie der Rhein!"

Fräulein: „Und war keine Brücke da und kein Kahn?"

Vorzug.

„...Auf welcher Soiree unterhalten Sie sich besser: bei Geheimraths oder beim Professor?"

„Bei Geheimraths. Wissen Sie, bei Professors haben wir immer schwere Musik und leichte Weine, bei Geheimraths aber schwere Weine und leichte Musik!"

Zwei Lateiner.

Förster (am Krankenlager zum Arzt): „Mir scheint, Herr Doctor, wir Beide sind mit unser'm Latein zu Ende!"

Wohlmeinend.

(Professorsgattin zu ihrem Mann, welcher in das Dampfbad geht): „Sei' vorsichtig, daß Du Dich nicht auf dem Heimwege verkühlst... und vergiß mir nicht, zu schwitzen!"

Kindlich.

Mama: „Kann ich Dir auch glauben, Karl?.. Sieh' mir 'mal in's Auge!"

Der kleine Karl: „In welches, Mama?!"

Gut gemeint.

Herr (der eine Dame soeben aus dem Wasser gezogen, zu der halb Ohnmächtigen): „Gnädiges Fräulein, darf ich Ihnen vielleicht ein Glas Wasser anbieten?"

Naturgeschichtliches.

In der Thierbude wird eine Schildkröte gezeigt. „Ist denn der Schild wirklich so fest, daß man hinauftreten kann?" fragt ein Zuschauer.

Thierbudenbesitzer (eifrig): „Hinauftreten? Ueber Schildkröten kann ein Wagen fahren. Es thut ihnen nicht nur nichts, sie bilden sich sogar noch was darauf ein!"

Schwierige Arbeit.

Theaterdirector: „Was macht Ihr versprochenes Stück, die Compagnie-Arbeit?"

Dichter: „Die wird noch lange dauern! Wir vertragen uns nicht recht: was er schreibt, streiche Ich, und was Ich schreibe, streicht er wieder!"

Boshaft.

„..Denk' Dir nur, gestern Abend hat mich ein Lieutenant geküßt!"

„Ach, das war gewiß bei'm Pfänderspiel, und der arme Lieutenant wurde dazu verurtheilt!"

Kasernhofblüthe.

Lieutenant (Richtung corrigirend): „Ah!!! Feldwebel sehen Sie diesen Mann an im zweiten Glied! Ist das Richtung?!!.. Kerl steht da wie entgleister Schlafwagen!"

Ahnung.

„Nun, Fritzl, hast Du heute Vormittag in der Schule schon wieder Schläge bekommen?"

„„Nein, noch nicht, aber heute Nachmittag kann's was werden.""